

五

Eine deutsch-jüdische Familie, ein Vater, der überlebte,
und die Spuren einer verlorenen Identität

In *Spur und Abweg* stellt Kurt Tallert sich der Verfolgungsgeschichte seiner Familie. Das Besondere an seinem Schicksal und seiner Perspektive auf die deutsche Geschichte: Kurt Tallert ist heute 37 Jahre alt, und doch wurde sein Vater als junger Mann noch von den Nazis als sogenannter »Halbjude« verfolgt. Bei der Geburt seines Sohnes ist Harry Tallert 58 Jahre alt. Und stirbt zwölf Jahre später. Was bleibt, sind Erinnerungen, Notizen, Briefe, Fotos. Spuren eines beschädigten Lebens. Auf diesen Spuren wandelt Kurt Tallert. Sie führen ihn ins Bad Honnef seiner Kindheit, in zahllosen Regionalzügen quer durch die Republik und schließlich zu seiner jüdischen Urgroßmutter Berta – und zu der Frage: Was hat das eigentlich alles mit mir zu tun?

Eine Liebeserklärung an einen traumatisierten Vater, sprachgewaltig, bewegend und radikal intim. Kurt Tallert führt uns vor Augen, dass Erinnern oder Vergessen nicht für alle Gegenstand einer Entscheidung ist.

KURT TALLERT wurde 1986 in Bad Honnef geboren und studierte Germanistik und Hispanistik in Aachen und Santiago de Chile. Unter dem Künstlernamen »Retrogott« prägt er als Rapper, DJ und Produzent seit mehr als zwanzig Jahren die deutsche Hip-Hop-Szene und veröffentlichte zahlreiche Alben. *Spur und Abweg* ist sein schriftstellerisches Debüt.

Kurt Tallert
SPUR UND ABWEG

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des DuMont Buchverlags, Köln
© 2024 DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Einbandgestaltung: Burkhard Finken,
Finken & Bumiller mit Dirk Wagner
Satz: Angelika Kudella, Köln
Druck und Bindung:
Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany 2024
ISBN 978-3-7632-7573-1

Hinweis: Die in diesem Werk enthaltenen Zeitzeugnisse sind originalgetreu abgedruckt, weshalb es zu formalen und orthografischen Unregelmäßigkeiten kommt.

*Meiner Familie, die ich
immer noch kennenlerne*

*Sogar, daß es Erinnerungen an nicht
selbst Erlebtes gibt, werde ich erfahren.*

Peter Finkelgruen

Opfer und Täter

*Ein Esel tritt ich
Durch die Welt
Und schlepp
Die Lasten hin und her
Ein Treiber schwingt den Stock
Und schreit
Und schlägt mich
Immer mehr
Ich denk an Sonne und
An Fressen
Und manchmal an den Traum
Daß ich durch eines bösen
Gottes Wort verflucht
Der Treiber mit der Peitsche wär*

H. T.

50er-Jahre

DIE ERINNERUNG

Unsere ersten Erinnerungen, die sich etwa im Alter von drei Jahren mit dem episodischen Gedächtnis herausbilden, entstammen einer willkürlichen Auswahl von Gerüchen, Geräuschen, Geschmäckern, von Bildern und Gesprächsfetzen. Genauso willkürlich, wie solche Erinnerungen zustande kommen, werden sie manchmal plötzlich wachgerufen. Erst im Moment des Erinnerns wird einem bewusst, dass man dieses oder jenes unscheinbare Detail irgendwo im Gedächtnis hinterlegt hat. So ging es mir, als ich 2020 – im ersten Lockdown während der Coronapandemie – auf dem Balkon meinen Kaffee trank und Wespen von meinem Croissant fernhielt, während ich die Biografie von Claude Lanzmann las. Das Gemälde eines spanischen Meisters, das beim Regisseur von *Shoah* einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatte – weshalb er angibt, es sich bei mehreren Gelegenheiten im Madrider Prado angesehen zu haben –, dieses Bild erkannte ich wie einen alten Bekannten der Familie wieder. Eine Reproduktion von Francisco de Goyas *Duell mit Knüppeln* hing in unserem Treppenhaus. Ich bin mit dem Anblick der zwei Spanier, die sich, knietief im Morast der kastilischen Steppe versunken, gegenseitig die Köpfe mit Knüppeln einschlagen, aufgewachsen. Natürlich warf das Bild an seiner exponierten Stelle Fragen auf. Und nicht erst bei mir. Bereits als mein Vater es 1975 von einer Spanienreise aus dem Prado mitbrachte und in der kleinen Bonner Wohnung, die meine Eltern sich damals teilten, auspackte,

fragte ihn meine Mutter, wieso er denn ausgerechnet dieses Bild ausgesucht habe, das doch recht brutal und düster sei. Am Ende schien sie es doch verstanden zu haben, und so machte das Bild einige Umzüge mit, bis meine Eltern 1986 – im Jahr meiner Geburt – das Haus bezogen, in dem ich aufwuchs. Meine Mutter stand meinem Vater schnell nahe genug, um zwischen gewissen Eskapaden und seiner Faszination für das *Duell mit Knüppeln* einen Zusammenhang sehen zu können. Der stattliche Bundestagsabgeordnete, dem sie zum ersten Mal 1968 in einer Bonner Bar begegnet war, in der sie während ihres Studiums kellnerte, wies eine Zartheit und eine Verletzlichkeit auf, die nicht zu seinem äußeren Erscheinungsbild passten, die aber auch ihre Anziehung auf meine Mutter ausgeübt haben müssen. Sie war die erste Frau, die ihm Blumen schenkte. »Osterglöckchen hab ich ihm gebracht, das hat deinen Vater beeindruckt«, sagte sie mir. Es dauerte nicht lange, bis mein damals noch verheirateter Vater und meine achtzehn Jahre jüngere Mutter zusammenzogen. Sie brachte Blumen, er das *Duell mit Knüppeln*.

Nach drei oder vier weiteren Umzügen und meiner Geburt, lange nach den ersten Osterglöckchen, fand das Bild schließlich den Platz, an den ich mich erinnere: An einer Wand in unserem Treppenhaus in der Rommersdorfer Straße 50 in Bad Honnef, einer Kleinstadt in der Nähe von Bonn. Auch ich wollte eines Tages wissen, was es mit dem Gemälde auf sich habe, und erfuhr, dass die beiden Männer Spanier während des Unabhängigkeitskrieges darstellen.

»Eigentlich sind die beiden so was wie Brüder, und die schlagen sich die Köpfe ein. Krieg ist immer was Schreckliches, aber das hat es immer gegeben. Ich hab das erlebt, damals, als in Deutschland Krieg war. Und in Spanien war damals Bürgerkrieg. Wir können froh sein, dass wir heute in Frieden leben«, erklärte mein Vater.

»Schon in der Bibel gibt es die Geschichte von Kain und Abel, zwei Brüder, die sich streiten, und am Ende erschlägt der eine den anderen«, ergänzte meine Mutter. Ich erinnere mich an diese Zeit, in der mein Vater seine Erfahrungen gern mit uns Kindern teilte, in der sie in der Luft lagen.

Dass der Krieg besonders für meinen Vater ein Thema war, musste über Gesprächsfetzen bereits früher zu mir durchgedrungen sein. Er tauchte in den Gesprächen auf, warum sollte er dann nicht an der Wand im Treppenhaus hängen? Damals vermochte ich kaum, Welt-, Unabhängigkeits- und Bürgerkriege voneinander zu unterscheiden. Vielleicht musste ich das aber auch nicht, da es meinen Eltern ja um das Motivische, also die Wiederholbarkeit des Brudermords ging. Den Ersten Weltkrieg verband ich mit meinem Großvater als jungem Soldaten, den Zweiten mit meinem Vater als verängstigtem Kind. All dem gemein war die Ahnung, dass ein sinnloses Blutvergießen unter mehr oder weniger den eigenen Leuten wohl immer wieder vorkommen konnte. Auch ich stritt mich oft mit meinen Geschwistern, vor allem mit meiner acht Jahre älteren Schwester, die mir lange Zeit nicht verzieh, dass ich kein Mädchen war, und es mir damit heimzahlte, dass sie mir einen Pony schnitt oder Dauerwellen und Zöpfe verpasste, sodass Passanten meine Eltern in den ersten Jahren meiner Kindheit stets zu ihrer süßen Tochter beglückwünschten oder – wenn ich nur in Begleitung meines verhältnismäßig alten Vaters war – zu der süßen Enkelin. Erschlagen hätten wir uns aber auch in den schlimmsten Momenten nicht. Die Gewalt zwischen zwei Mitgliedern ein und derselben Gruppe, sie war abwegig, und doch nahm ich sie als etwas Gegebenes hin, ähnlich wie dass die Erde rund ist und sich um die Sonne dreht. Es war normal, dem Abwegigen zu begegnen, zumindest in unserem Treppenhaus, in meinem Elternhaus. Neben diese historische Darstellung menschlichen Blutvergießens hatten meine

Eltern ein Bild aufgehängt, das eher indirekt ein historisches Ereignis aufgriff. Ich hatte es 1989 während eines Urlaubs im nordfranzösischen Berck-sur-Mer in Wasserfarben gemalt. Anlässlich des zweihundertjährigen Jubiläums des Sturms auf die Bastille und der Französischen Revolution fanden im Département Pas-de-Calais, wie wahrscheinlich in ganz Frankreich, Feierlichkeiten statt. Ich erinnere mich, dass die Bäcker sogar ihre Baguettes blau, weiß und rot gefärbt hatten. Ich malte den Strand, von dem aus wir das ebenfalls in den Farben der *tricolore* gehaltene Feuerwerk betrachteten. Auf meinem Bild saß unter dem feierlich erleuchteten Himmel ein Hund am Strand und pinkelte einen gelben Klecks in das weite Meer. Das Bild muss ganz nach dem Geschmack meiner Eltern gewesen sein, denn es hing fortan immerhin neben Goyas *Duell mit Knüppeln*.

Mein Vater war nach Spanien gereist, um einem geheimen Treffen von Mitgliedern der damals noch verbotenen Gewerkschaften beizuwohnen. Über die genauen Umstände der Reise konnte mir auch meine Mutter nichts sagen, außer dass sie wohl im Zusammenhang mit seiner politischen Tätigkeit als Mitglied der SPD stand. Auf der Rückseite eines Schwarz-Weiß-Porträts meines Vaters fand ich eine Notiz, die mich auf diesen Aufenthalt im (noch nicht ganz) postfranquistischen Spanien hat stoßen lassen. Es steht dort in Bleistift: »1975, *periodista alemán*«. Deutscher Journalist. Ich fragte meine Mutter, wieso das Bild auf Spanisch beschriftet sei, und erfuhr so erst Genaueres über die Herkunft des *Duells mit Knüppeln*. Auf dem Foto trägt mein Vater einen Anzug, wirkt seriös, aber in Rage. Er scheint seinem Gegenüber, das nicht zu sehen ist, in irgendetwas vehement zu widersprechen. Seine Augen sind weit aufgerissen, der ebenfalls geöffnete Mund formt mit nach vorn geschobenen Lippen eine wütende Schnute, er zeigt mit der linken Hand auf sich selbst,

während er sein Kinn herausfordernd vorreckt. Damals war mein Vater achtundvierzig Jahre alt, sah aber bereits wesentlich älter aus. 1975 starb Francisco Franco, den seine Anhänger den *Caudillo* nannten. Er war Günstling und Weggefährte Adolf Hitlers gewesen. Bis zu seinem Tod hatte er nach Ende des Zweiten Weltkriegs noch drei Jahrzehnte in Spanien all diejenigen tyrannisiert, die nicht seiner Auffassung der *Hispanidad* entsprachen. Ein Teilnehmer des Treffens habe, wie mein Vater der Erzählung meiner Mutter zufolge berichtete, als die geheime Versammlung aufgelöst wurde, einen Zettel mit kompromittierenden Notizen heruntergeschluckt. Auch unter dem Eindruck, den diese Szene auf ihn gemacht hatte, brachte mein Vater wohl das Bild von den sich beknüppelnden Spaniern mit. Aus einem Land, in dem die Geister der beiden Brüder noch immer knietief im Morast steckend aufeinander eindroschen. Der faschistische Bruder hatte die letzten vier Jahrzehnte die Oberhand behalten. Würde er nun wirklich im selben Dreck versinken wie seine Opfer, so wie es Goyas *Duell mit Knüppeln* suggeriert? Gibt es nicht doch einen klaren Unterschied zwischen Tätern und Opfern? Eine im Familienkreis oft zitierte Redensart meines Vaters lautete: »Der Teufel schießt auf den dicksten Haufen.«

Die Einteilung der Menschen in Täter und Opfer und die gleichzeitige Einsicht in die phänomenologische Fragwürdigkeit einer solchen Einteilung ließen meinen Vater zu einer Zeit über die ganze Menschheit stolpern, in der er eigentlich erst einmal eine Person hätte werden sollen. Ich könnte versuchen, das mit Fakten und Anekdoten über seine Erlebnisse während der Kindheit und Adoleszenz zu belegen. Aber dazu fehlen mir emotionale Distanz, wissenschaftlicher Eifer und Geduld. Vielleicht auch das erfinderische Talent, denn es gäbe einige Leerstellen auszufüllen. Eine Konstante im Leben meines Vaters schien aber die exis-

tenzielle Verunsicherung zu sein, deren Möglichkeit auch ich von klein auf zumindest erahnte. Sie war gewissermaßen der biografische Dunstkreis oder der Mondhof, der meinen Vater umgab. Eine Verunsicherung, die mir bei der Entwicklung eines gesunden Selbstbewusstseins manchmal im Wege stand und es vielleicht auch heute noch tut.

Meine frühe Erinnerung an das *Duell mit Knüppeln* ist eine von vielen zufälligen Assoziationen, die eine Spur ergeben, die direkt in das Absurde, das Abwegige führt, das die Gedankenwelt meines Vaters durchzog und damit notgedrungen auch meine eigene durchzieht. Eine Kohärenz des Inkohärenten. Die Knüppel der beiden Spanier treffen ins Herz meiner Angelegenheit.

DAS ABSURDE ODER STRECKENABSCHNITTE

Als ich kürzlich einen Aufpreis für eine bereits gebuchte Zugfahrt an die Deutsche Bahn entrichten musste, weil ich versehentlich in einen falschen Zug gestiegen war, der aber ebenfalls in Richtung München fuhr, genauso wie der Zug, den ich eigentlich hätte nehmen sollen, auch wenn ich gar nicht nach München wollte, da blitzte es wieder auf. Wir nennen eine Begebenheit oder ein Verhalten »absurd«, wenn allgemein geteilte Sichtweisen, eine etablierte Logik oder ganz einfach der gesunde Menschenverstand als Grundlagen befriedigender Erklärungen dafür versagen. Etwas ist absurd, wenn es sich aus dem Gegebenen heraus nicht nachvollziehen lässt oder ihm gar widerspricht, wenn es abwegig ist. Ich für meinen Teil saß also im falschen Zug nach München, der nun nicht in Frankfurt hielt, wo ich eigentlich hätte umsteigen sollen. Ich stieg deshalb außerplanmäßig in Bamberg aus, um von dort nach Nürnberg zu gelangen und einen anderen Anschlusszug nach Köln zu nehmen, das eigentliche Ziel meiner Reise. Damit hatte ich mich allerdings auf einen Abweg begeben. Doch nicht nur das. *Ich* war abwegig geworden, wie ich bald erfahren sollte. »Sie dürften hier eigentlich gar nicht sein«, sagte der Schaffner. Und obwohl ich ihren logischen Sinn verstand, mischte sich seinen Worten eine Kakophonie bei, die ihre Bedeutung bald überlötete und sie zu etwas vollkommen anderem überhöhte. Zu einem existenziellen Einwand gegen mich.

Nach einem kurzen Moment der Irritation erklärte ich mit ruhiger Stimme, dass ich die Züge verwechselt hätte, weil sie zum einen beide nach München führen und weil der, in den ich dann gestiegen sei, eine Verspätung gehabt habe, die ihn zufälligerweise etwa zur selben Zeit habe abfahren lassen, die für meinen Zug anberaumt gewesen sei. Sie fuhren auch am selben Bahnsteig, ich hatte mich nur im Gleis vertan.

»Das ist nicht unsere Schuld«, antwortete er mechanisch. Wie Wechselgeld aus einem Fahrkartenautomaten waren diese Worte aus ihm herausgefallen und mir vor die Füße.

»Ich möchte mit Ihnen nicht über Schuld reden«, entgegnete ich der Menschmaschine.

Ich meinte, ihn zu durchschauen. Sein Verhalten entsprang seiner Angst, bei der Kontrolle kontrolliert und dabei ertappt zu werden, die Einhaltung der Richtlinien, von denen er endlos weiter sprach, nicht konsequent durchzusetzen. Ich spürte eine Wut in mir aufsteigen, über deren Nachvollziehbarkeit ich mir keine Illusionen zu machen brauchte. Denn *ich* war das abwegige Element in der mathematischen Gleichung, die unsere Begegnung hätte abbilden können. Die Beförderungsrichtlinien und seine Uniform gaben ihm Recht, und alles, was ich an Erklärungen vorzubringen hatte, folgte lediglich dem Prinzip einer Plausibilität, an der er von Berufs wegen nicht interessiert war. Es mag abgedroschen wirken, aber ich nehme das Verhalten von uniformierten Personen besonders persönlich. Es war jedenfalls klar, wer hier die Oberhand hatte. Der Mann nahm meine Personalien auf und erörterte dabei weiterhin, dass ich mit meinem Ticket nicht berechtigt sei, mich »in diesem Zug auf diesem Streckenabschnitt« aufzuhalten. Es stand und fiel also alles mit dem Streckenabschnitt.

In den Assoziationen, zu denen ein Mensch neigt, spiegeln sich gewisse Denkgewohnheiten wider, die mit dessen Sozialisation, mit Erlebnissen, mit Weisheiten oder tradierten Vorurteilen vorangegangener Generationen und natürlich mit biografischen Zufällen zusammenhängen. Nicht selten zum Befremden meiner Mitmenschen führt deshalb von meinen alltäglichen Wahrnehmungen oft ein direkter Weg in semantische Bereiche, die vielleicht weit hergeholt erscheinen. Und die Pedanterie dieses Schaffners reizte mich, sie öffnete ein Fenster auf dieses mir merkwürdig vertraute Gebiet, das für die meisten eine weit abgelegene Brache ist, von Warnschildern und allerlei Zäunen umgeben. Schon als Kind hasste ich den Lärm von Güterzügen abgrundtief als Reaktion auf die Angst einflößende Vorstellung von Menschen – vielen Menschen – in ihrem dunklen Inneren. Mein Denken mag neurotische Züge haben, vielleicht bewohne ich eine abwegige Gedankenwelt, aber die Uniform, die Beförderungsrichtlinien und der Streckenabschnitt arbeiten in mir. Haftet meiner Gegenwart nicht etwas vollkommen Abwegiges an, sobald ich sie einmal als Summe von Konsequenzen der Vergangenheit ernst nehme, diesen Schaffner und mich selbst eingeschlossen? Unsere zielstrebige, vom Fortschrittsglauben getriebene Zivilisation hat sich doch selbst, nachdem die Dampfmaschine und der Schienenverkehr den industriellen und den ökonomischen Sektor revolutioniert hatten, in ebendiesen Maschinen und auf ebendiesen Schienen auf einen Abweg und ins Absurde geführt. In ihren Sonntagsreden zu den Themen *Hitlerismus* und *Shoah* sprechen Politiker, ohne mit der Wimper zu zucken, vom *Zivilisationsbruch*. Dabei kommt es mir eher so vor, als habe die Zivilisation zu ihrem endgültigen Durchbruch uns Menschen gebrochen. Die Rede vom *Zivilisationsbruch* klammert nicht nur die pränazistische Verfolgungsgeschichte der Juden in der Welt, vor allem aber in Europa, aus, sondern glänzt durch ihre systemati-

sche Verkenning von Kolonialgeschichte, Sklaverei, Imperialismus, vorangegangenen Kriegen und zu guter Letzt der Gegenwart. Sie verkennt das Gebrochene an der Zivilisation. Daher meine Assoziationsbrüche. Das mögen alles Streckenabschnitte sein, für die wir als rechtmäßige Titelträger der mitteleuropäischen Mehrheitsgesellschaft kein Ticket gelöst haben. Weil es dort ungemütlich für uns werden könnte (hoffentlich stößt dieses »Wir« auf Misstrauen), soll es uns besser auch nichts angehen. Über den beförderungsrichtlinienkonformen Ausblendungen aller Mitreisenden schwebt wohl noch immer die Vorstellung vom Platz an der Sonne, den wir scheinbar nie ganz aufgegeben haben – dazu fällt mir der nicht selten bei der Verabschiedung aller Fahrgäste von Zugführern formulierte Wunsch ein: *Kommen Sie gut an Ihr Endziel*. Ich gebe zu, zwischen den alltäglichen Phänomenen und meinem Urteilsvermögen steht nicht selten ein Grundrauschen, das nur ich höre. Und doch ging die Sonne an unserem Platz doch eigentlich nie so ganz unter.

Der Redefluss des Schaffners kam erst dann plötzlich zum Halt, als ich tief Luft holte, ihm in sein rosiges, nach oben hin von den grauen Resten einer Haartracht und einer Schaffnermütze abgeschlossenes Gesicht blickte und laut ausrief: »Jawohl!« Mit strammer Haltung, die Hacken zusammenwerfend, wandte ich mich ab. Ich weiß nicht, ob meine bizarre Geste ihren Zweck erfüllte, dem Mann seine Pedanterie vor Augen zu führen, oder ob er sich jetzt erst recht in seinem Tun bestätigt sah, da ich offensichtlich nicht nur unfähig war, Anzeigen an Bahnsteigen zu lesen, sondern auch noch vollkommen überspannt oder gar verrückt.

Ein paar Wochen später kam die Rechnung über den Fahrtaufpreis. Das Telefonat mit einer weiteren Bahnangestellten ergab einzig, dass man mich nur aus Kulanz nicht als *Schwarzfahrer*

behandelt habe und ich froh sein könne, dass ich nur den Aufpreis zu zahlen hätte. *Sie dürften hier eigentlich gar nicht sein*, schwirrt mir noch immer durch den Kopf.

Sicher sah ich in dieser Fahrkartenkontrolle das Abwegige, das Absurde, weil ich auf der Suche danach war, weil ich ständig damit rechne. Es ist mein Thema, weil es das Thema meines Vaters war. Er brachte es mit in die Ehe, aus der ich als das jüngste von vier Kindern hervorgegangen bin. Als ich 1986 geboren wurde, war mein 1927 geborener Vater bereits achtundfünfzig Jahre alt. Er hatte in der Weimarer Republik, im »Dritten Reich«, im geteilten und im geeinten Deutschland gelebt. So viele Streckenabschnitte. 1997 starb mein Vater im Alter von siebzig Jahren an Krebs. Von da an war er eine Erinnerung. Dabei war mir früh klar, dass Dinge, die weit außerhalb der knapp zwölf Jahre lagen, die wir miteinander verbracht hatten, von höchster Bedeutung waren, wenn diese Erinnerung meinem Vater halbwegs gerecht werden sollte. Dass es unmöglich war, ihn zu verstehen, ohne die zwölf Jahre, die er als sogenannter Halbjude unter der Herrschaft des Nationalsozialismus erlebt hatte, einigermaßen nachzuvollziehen. Ihm selbst schien es eine Lebensaufgabe gewesen zu sein, sich an diese Jahre zu erinnern, um sich selbst zu begreifen. Meine Mutter sprach gelegentlich von Briefen, die mein Vater aus dem Lager an seine Schwester und seine Mutter geschrieben habe. Bei seiner Bestattung zitierte sie aus einem dieser Briefe: »Was hier einzig und allein lebt, ist der Geist.« Ich erinnere mich an das unterdrückte Weinen in ihrer Stimme beim Lesen dieses Satzes. Danach bat ich sie jahrelang darum, mir die Briefe zu zeigen, spürte aber jedes Mal, dass es wohl zu schmerzhaft wäre, sie hervorzuholen. Irgendwann ebte mein Interesse ab, und ich fragte lange Zeit nicht mehr danach.

Als ich um die dreizehn Jahre später selbst Vater wurde, kehrte meine Neugier in Bezug auf das Leben meines Vaters wieder. Ich hakte nach, ließ mich vertrösten, Zeit verging. Ich begann, Bücher über den Holocaust zu lesen, und hatte dabei immer ein merkwürdiges Gefühl der Vertrautheit, einer Intimität, das Gefühl, meinem Vater auf der Spur zu sein. Eines Nachmittags ging ich während eines Besuchs bei meiner Mutter zum Schreibtisch meines Vaters, durchstöberte die Schublade, aus der ein Geruch nach altem Papier drang, der all die Nachmittage meiner Kindheit enthielt, all die Jahre, während derer mein Vater Notizbücher vollschrieb, ohne jemals einen vollständigen Text hervorzubringen. Ich zog ein blaues Buch heraus. HT 36-38 stand auf dem Einband. Darin fand ich folgenden Eintrag:

*Themen, über die ich schreiben muß: die »reinigende«
Wirkung (Gewitter) nach depressiven Phasen, emotionale
Balance und Schmerzempfindlichkeit;
Selektive Wahrnehmung: alles ist (auch) anders;
Absurdität der Nazis*

Die Formulierung »Absurdität der Nazis« zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Neben der offensichtlichen Grausamkeit der Nazis und der viel diskutierten Banalität des Bösen schien mir das Absurde daran noch einmal etwas anderes zu sein. Mein Vater hinterließ Notizen, Briefe, ein paar Tonbandaufnahmen und einige Gedichte. In diesem ersten Notizbuch, das ich von ihm fand, stand ein Satz aus dem Talmud: »Es ist dir nicht gegeben, die Arbeit zu vollenden, und Du bist nicht befugt, dich ihr zu entziehen.« Er schrieb diesen Satz an den Rand einer Passage, in der er versuchte, die Widersprüchlichkeiten seiner nationalsozialistischen, halbjüdischen Kindheit Revue passieren zu lassen. Er war durchaus von dem Bedürfnis getrieben, darüber zu